

Ein schweizerdeutscher Sprachatlas

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

umzukehren und, Gesicht an Gesicht, sagte er mit veränderter Stimme:

„Wir wollen zusammen reden.“

Sie zuckte zusammen:

„Ihr seid hart, Meister.“ Sie blieb stehen, sammelte ihre Kräfte und verharrte unbeweglich am Platze.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Konrad trat ein. Freimütig ging er auf den Vater zu und gab ihm die Hand.

„Ich werde mein Leben mit dem Christinens vereinen, ich will mit ihr zusammen sein! Sorge dich nicht, Vater! Wir haben den Mut, der ungewissen Zeit zu begegnen, die Kraft, durchzuhalten. Wir sind jung!“ — Erschrocken hielt er inne. Kleinlaut fuhr er weiter:

„Es liegt mir nicht, mehr zu versprechen, als ich halten könnte, Vater, aber wir sind gesonnen, unser Teil Leid und Mühen auf uns zu nehmen und dem Ganzen zu dienen. Wir werden uns nicht den Pflichten des harten Lebens entziehen...“

Das Gesicht des Sohnes, der Ton seiner Stimme erschütterten Reinhard. Ein Kampf spielte sich in seinem Innern ab, der Kampf

zwischen der Liebe zu seinem Sohn und der Abneigung, weil er den Fehltritt begangen. Er wurde in dieser Stunde von längst vergessenen Regungen heimgesucht.

Was in ihm vorging, behielt er streng für sich, als schämte er sich der Gedanken, die sich in ihm regten, aber er fühlte, wie gefährlich es war, sich den Sohn durch Härte zu entfremden. Wie sehr liebte er ihn doch!

Er stieß jählings den Sessel zurück, und ohne die beiden anzusehen, stürzte er zur Tür.

„Lisbeth“, rief er. Sie kam sogleich und blieb auf der Schwelle stehen, als sie die jungen Leute so nah beisammenstehen sah. Ihre weit geöffneten Augen wurden noch größer.

Reinhard war ganz aufgewühlt. Er deutete auf die beiden:

„Ich will ... Ich bin ... Einverstanden!“ keuchte er.

„Man muß dem Vaterland Opfer bringen ... und sich selber auch.“ Mehr brachte er nicht heraus.

Er blickte auf Christine. Sie nickte ihm ernstem, stummen Dank.

Frieda Schmid-Marti.

Ein schweizerdeutscher Sprachatlas

Seit jeher war die Meinung verbreitet, die Wissenschaft gedeihe nur hinter geschlossenen Türen in stiller Abgeschlossenheit und ohne Kontakt mit der Menschheit; Forscher seien Einzelgänger und anerkannten das Leben gleichsam nur, wenn sie es in Phiolen oder dicken Wälzern eingefangen hätten, wenn es also für die Mehrheit der Menschen aufgehört habe, Leben zu sein. Um diese Meinung zu widerlegen, brauchte man zwar nur die medizinische Forschung und die moderne Psychologie anzuführen, die ja zum großen Teil durch die Versuche an ihrer lebendigen Umwelt zu Resultaten kommen. — Ein besonders schönes Beispiel für Kollektivforschung, an der sich Laien mit größtem Eifer beteiligen, ist aber die Arbeit am schweizerischen Sprachatlas, die vor Jahren von den Professoren Dr. H. Baumgartner und Dr. R. Hozenköchlerle begonnen wurde, und die nach Jahren intensivsten Schaffens zum Abschluß gelangen wird. Da ist nun die Klausur des Forschers

auf Räder geraten: er fährt von Dorf zu Dorf in der deutschsprachigen Schweiz und vergrößert sein Repertoire bei Bürgern und Bauern, die vorher nie etwas geahnt haben von der Existenz solcher Atlanten, die nicht der Topographie eines Landes, sondern der Aufzeichnung seiner sprachlichen Verhältnisse dienen, in denen also nicht Höhenkurven und Zahlen für das Gefälle vorkommen, sondern in denen zum Beispiel für jede Ortschaft aufgezeichnet wird, welche besondere Bezeichnung sie für einen Mostkrug hat. Natürlich kann in einem solchen Atlas nicht der gesamte Schweizer Sprachschatz Aufnahme finden, denn ein Atlas ist kein Dictionnaire. Nur diejenigen Wörter und Formen werden in den Karten aufgezeichnet, deren Verbreitungsgebiet besonders interessant ist und eine besondere Gesetzmäßigkeit aufweist. Darum ging der Forschungsreise des Explorators, der in sehr vielen Gemeinden Aufnahmen zu machen, die Bewohner nach ihren

Ausdrücken zu befragen hat, eine vorbereitende Arbeit voraus: das Fragebuch mußte aufgestellt werden; eine Karte war nötig für die verschiedene Bildung des Plurals im Verb. In Zürich sagen wir: mer mached, ir mached, si mached. In Bern dagegen sagt man: mer mache, ter machet, si mache. Die Berner haben also zwei Formen für die Pluralbildung, an andern Orten sind die Verhältnisse wieder anders, sie alle sollen auf der Karte für Pluralbildung des Verbs aufgezeichnet werden. Eine andere Karte wird den Bezeichnungen dienen, die man für den Ausfutt von eingekochter Butter hat: Lүүre, Truese usw., diese Karte wird interessant sein, weil sie zwei deutliche Einbrüche von Osten und Westen her zeigt, es kommt bekanntlich vor, daß sich das Gebrauchsgebiet eines Wortes vergrößert, daß der andere Ausdruck zurückgedrängt wird. Alle diese Vorgänge sind nur auf einem Atlanten zu veranschaulichen. Der größte Teil des Materials ist wissenschaftlich behandelt worden, vor allem in „den Beiträgen zur schweizerdeutschen Grammatik“, und im schweizerischen Idiotikon für die Schaffung des Atlanten aber braucht man nun eben die sprechende Bevölkerung. Der Explorator Dr. Lobeck machte sich also mit dem vorläufig zusammengestellten Fragebuch, das mehrere tausend Zettel umfaßte, auf seine Entdeckungsreise. Man hatte beschlossen, das Ortsnetz möglichst dicht zu nehmen, denn nur so werden all die Verhältnisse, zum Beispiel kirchliche, verkehrstechnische, politische oder natürliche Begebenheiten deutlich, dieser Dichte des Ortsnetzes hatte die Dichte des Fragebuches zu entsprechen, denn es ist bedeutend leichter, auf einem bestimmten Gebiet Auskunft über viele Ausdrücke zu bekommen, als wenn ständig in ein anderes Sachgebiet gewechselt werden muß. Darum hat man im Fragebuch für den schweizerischen Atlas der bäuerlichen Sphäre, wo ja auch unser Sprachreichtum am deutlichsten in Erscheinung tritt, sehr viel Raum gewährt, die Fragen umreißen ein ganz enges Gebiet Punkt für Punkt. Der Bauer wird gefragt: „Wie nennt Ihr eine schwer zu melkende Kuh, wie eine, die leicht zu melken ist, welche Bezeichnung habt Ihr für eine Kuh, die viel Milch gibt, wie heißt der Melkeimer usw.“ Natürlich kann der Explorator nicht wie ein Schulmeister auftreten,

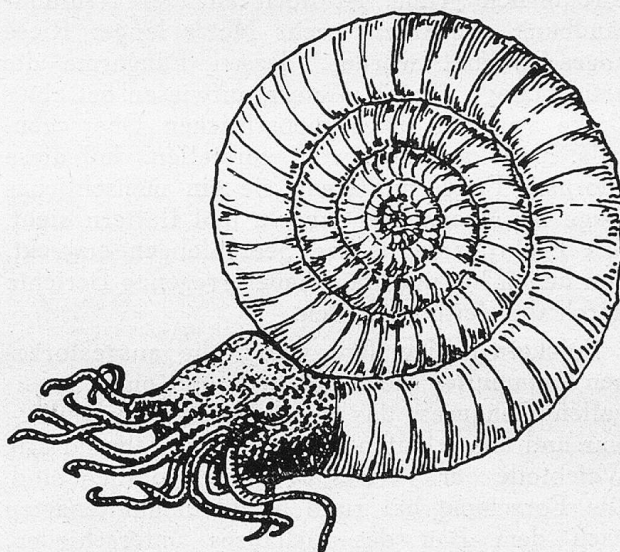
seine Arbeit erfordert geschickten Umgang mit einfachen Menschen und eine ungeheure Ausdauer im Beobachten. Auch muß er die Leute, die sich für ein solches Zwiegespräch eignen, ausfindig machen. Er folgt dem Bauern dann in den Stall und spricht mit ihm über Pferdekummet, Laternen, Schubkarren, Heugabeln. Der Bauer ist anfänglich überrascht, daß seine einfachen Hilfsmittel den Herrn von der Universität so interessieren, aber bald fängt er an, selbst zu beobachten, achtet auf die phonetische Schrift des Explorators und bringt gar eigene Vorschläge oder macht aufmerksam auf die variierte Form in der Nachbargemeinde oder auf einen Ausdruck, den seine Mutter noch braucht, der aber in der jungen Generation ausgestorben ist. Ein wahres Wunder geschieht: ungelehrte Bauern fangen an, die Sprache als ein objektives Gebilde zu sehen und zu behandeln. Und auch die Frauen machen mit, denn es gibt Fragebogen, auf denen ausschließlich über weibliche Gebrauchsgegenstände Auskunft verlangt wird. Da sind viele Frauen recht belustigt, wenn sie ihr Fädezeinkl auspacken und den Inhalt bezeichnen müssen, und sie plaudern gern stundenlang mit dem Explorator. Für ihn ist dies allerdings eine Arbeit, die höchste Anspannung verlangt: von seinem guten Ohr hängt die richtige Aufzeichnung ab, er muß genau aufschreiben und gleichzeitig die Unterhaltung in Gang bewahren. Aber auch die Bauern verstehen, daß dies Arbeit ist, wenn schon sie keinem den Schweiß auf die Stirne treibt. Es kommt vor, daß ein Bauer seiner Frau, wenn sie nach mehrstündigem Verhör ihn ins Tenn schicken will, antwortet: „Ich komme dann schon, aber das hier muß zuerst gemacht sein!“ Sie erklären klar und anschaulich, und man erkennt, daß sie ihre Arbeit nicht automatisch, sondern denkend verrichten. Sie freuen sich über das Fortschreiten dieses wissenschaftlichen Werkes, das ohne sie nicht entstehen könnte, sind sie doch viel mehr die Erhalter der alten Mundart als die Städter, die mehr und mehr alte Sachbezeichnungen dem neutralen schriftdeutschen Ausdruck opfern. Der Explorator freundet sich auf seiner Wanderung mit gar manchen „Mitarbeitern“ an und wird immer wieder gastlich aufgenommen, viele von ihnen nehmen nicht einmal eine Bezahlung an, sondern danken

für die Belehrung. Meist werden sie im Winter aufgesucht, wenn die Feldarbeit ruht, aber auch im Sommer findet sich immer einmal ein alter Bauer oder ein Patient, der froh ist um die gelehrte Gesellschaft. So dient das große wissenschaftliche Werk, lange bevor es vollendet ist, dem

schönen Zweck des Zusammenwirkens von Gelehrten und einfacher Bevölkerung und bringt uns den schönen Beweis, daß sich unter unsern Land- und Bergbewohnern erfreulich viele helle Köpfe befinden, die sich beim täglichen Verrichten ihrer Arbeit des Wertes der Sprache bewußt werden.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Ammonshörner



Ammonit versteinert und als Lebewesen rekonstruiert

Ammonshörner sind versteinerte Tiere, die man wegen der schneckenartig aufgerollten Schale fälschlich für Schnecken hält. Der Zürcher Naturforscher Geßner, der vor vier Jahrhunderten lebte, glaubte in ihnen aufgeringelte Schlangen zu erkennen. Das braucht uns nicht zu verwundern; denn die Erforschung der Versteinerungen ist zur Hauptsache eine Errungenschaft der neuesten Zeit, hat doch noch Johann Jakob Scheuchzer, der berühmte Zürcher Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts, den versteinerten Riesensalamander für den sintflutlichen Menschen gehalten. Auch anderswo, so im englischen Volksglauben, werden die Ammonshörner als versteinerte Schlangen gedeutet, und man bezieht sie aus Irland für die heimischen Gärten, um sich vor giftigen Würmern zu schützen. In Deutschland dagegen spielten sie im Aberglauben eine andere Rolle: Man

vermutete in den wunderlich gebogenen Linien die Spuren tanzender Hexen und Teufel, oder man mauerte sie zum Schutz gegen Blitzschlag in die Häuser ein, ja, man legte sie in Melkkübel, um die Kühe vor Krankheit zu bewahren. Ammonshörner aber heißen sie, weil die gewellten Windungen an das Horn eines Widders (oder Schafbocks) erinnern und der Widder das heilige Tier der ägyptischen Gottheit Ammon war. So hören wir denn Tell mit Schillers Worten in der Hohlen Gasse von seinen Jagdfahrten erzählen:

... Niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein selt'ner Vogel oder Ammonshorn.

Aber das Ammonshorn ist kein Schafbockshorn, keine Schlange, keine Schnecke, sondern ein längst ausgestorbener Tintenfisch.

Tintenfische sind Meertiere von eigenem Bau-